

# Der Theologe des deutschen Widerstands, Dietrich Bonhoeffer, schöpfte während seiner Haft aus einer zart-idealen Liebesbeziehung Kraft «Was wäre eine Erfüllung, die uns die Sehnsucht nähme?»

«In einer denkwürdigen Zeit leben wir, und doch muss man ja immer wieder danken, dass das arme unterdrückte Christentum in seiner Not so lebendig wird, wie ich es in meinen 70 Jahren noch nie erlebte.»

Als Ruth von Kleist-Retzow 1942 diese Worte einem inhaftierten Pfarrer ins KZ schrieb, wusste sie nur zu gut, von was sie sprach. Bis dahin noch verschont von einem Regime, dessen militärischer Triumph der preussischen Gutsherrenaristokratie ebenso den Untergang bereiten würde wie dessen Niederrichtung durch die Russen, gehörte die pommersche Landedelfrau mit ganzer Leidenschaft der gegen Hitler opponierenden Bekennenden Kirche an und hatte schon 1936, als die Verderblichkeit des NS-Erziehungswesens endgültig sichtbar wurde, durchgesetzt, dass ihre Enkel aus

*Brautbriefe Zelle 92. Dietrich Bonhoeffer/Maria von Wedemeyer 1943-1945. Hrsg. v. Ruth-Alice von Bismarck und Ulrich Kabitz. Mit einem Nachwort von Eberhard Bethge. Verlag C. H. Beck, München.*

*Eberhard Bethge: Dietrich Bonhoeffer. Eine Biographie. Chr. Kaiser Verlag, München.*

*Dietrich Bonhoeffer: Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft. 14. Auflage. Chr. Kaiser Verlag, München.*

den Junkerfamilien der Kleist, Bismarck und Wedemeyer in Stettin in ihre Obhut gegeben wurden. Zum Gottesdienst war diese «Enkelpension» jeweils nach Finkenwalde hinausgepilgert, wo die Bekennende Kirche 1935 Dietrich Bonhoeffer mit der Errichtung eines unabhängigen Predigerseminars betraut hatte. Denn diesen christlichen Feuerkopf hatte Ruth von Kleist vor allen anderen vor Augen, wenn sie davon sprach, dass «das arme unterdrückte Christentum

in seiner Not so lebendig» geworden sei.

## Kirche im Diesseits

1906 als Sohn des späteren Berliner Psychiatrieprofessors Karl Bonhoeffer in Breslau geboren, war der Nachfahre einer protestantischen süddeutschen Familie nach einem brillanten Theologiestudium seit Beginn der dreissiger Jahre einer der tonangebenden Protagonisten der ökumenischen Bewegung einerseits und der inneren Erneuerung und Modernisierung des deutschen Protestantismus andererseits gewesen. Schon in der Dissertation «Sanctorum Communio» (1930) und in der Berliner Habilitation «Akt und Sein» (1931) hatte der weltgewandt-aufgeschlossene und doch bibelfeste Jungtheologe die bemerkenswerte These verfochten, dass die Liebesgemeinschaft Kirche einerseits «ein Stück Welt», andererseits aber Christus selbst, «als Gemeinde existierend», repräsentieren müsse. 1933, in «Schöpfung und Fall», hatte er dargelegt, dass der christliche Mensch in einer bejahten Diesseitigkeit «ohne das Leben aus Gott vor Gott leben» müsse, dass aber Geschöpfsein dennoch, auch «nach Fall und Entzweiung», «Lobpreis des Schöpfers» zu sein habe.

1933, nach Hitlers Machtantritt, machte Bonhoeffer von Anfang an keinen Hehl aus seiner Ablehnung des neuen Regimes und wurde mit seiner scharfen Verurteilung des Antisemitismus bald auch für jene kirchlichen Kreise zum Ärgernis, die sich deutschnational sammelten und ihre Macht mit Kompromissen zu sichern suchten. «Wo Jude und Deutscher zusammen unter dem Wort Gottes stehen, bewährt es sich, ob Kirche noch Kirche ist oder nicht», formulierte er Ende März 1933, und kurz danach machte sein Ausspruch «Nur wer für die Juden schreit, darf gregorianisch singen!» die Runde.

«Nachfolge», 1937 publiziert, vollzog den Schritt von der Bekennenden zur kämpfenden Kirche dann auch im Theoretischen und zeigte im Geiste der Bergpredigt und des Thomas von Kempfen auf, dass der Weg zu Christus nicht mittels der unverbindlichen «billigen», sondern nur mittels der «in Tun und Leiden» führenden «teuren Gnade» zu finden sei. 1939, zwei Jahre nachdem das Finkenwalder Seminar von den Nazis verboten worden war, erschien als letzte von Bonhoeffer selbst publizierte Schrift seine Rechenschaft über dieses Experiment: «Gemeinsames Leben», ein Plädoyer für neue kirchliche Gemeinschaftsformen, zu denen er nicht nur die in Finkenwalde angestrebte klösterliche Bruderschaft, sondern auch Freundschaft, Ehe und Familie zählte. Tägliche brüderliche Gemeinschaft sei, so Bonhoeffer damals, ein «Gnadengeschenk aus dem Reiche Gottes», das den Menschen wenigstens zeitweise «aus tiefster Einsamkeit» befreie. Schon der Bonhoeffer der «Nachfolge» war sich bewusst geworden, dass «eine Erkenntnis nicht getrennt werden kann von der Existenz, in der sie gewonnen ist», und darum verwundert es nicht, dass auch diese «tiefste Einsamkeit» mit zu jenen Erfahrungen gehörte, die er in den späten dreissiger Jahren im Zeichen der zunehmenden faschistischen Gewalt machen musste. Nicht dass er auf Deutschland eingeengt gewesen wäre: Bonhoeffer hatte Freunde in aller Welt, und von Genf bis Oxford und Fanö gab es keine ökumenische Tagung, an der er nicht mit aufsehenerregenden, kühnen Voten präsent gewesen wäre. Aber er kehrte jedesmal in die bedrohte Heimat zurück und nahm, gleichsam auf verlorenem Posten, den mühsamen Kleinkrieg gegen kirchliche Anpasser und Gestapo wieder auf. So auch im Sommer 1939, als er eine amerikanische Dozentur ausschlug und mit einem der letzten Schiffe aus New York nach Deutschland zurückkehrte, wo ihn die Gestapo dann kurz nach Kriegsbeginn mit einem «Reichsreideverbot» und einer gänzlichen Publikationssperre endgültig mundtot machen wollte.

Aber seltsam: Bonhoeffer wurde weder verhaftet noch zum Heeresdienst eingezogen, und ab Frühjahr 1940 nahm der höchst verdächtige unbehagliche Theologe sogar mitten im Krieg ungehindert seine internationale ökumenische Aktivität wieder auf, reiste mit gültigen Papieren nach Italien, nach Norwegen, nach Schweden und dreimal für längere Zeit in die Schweiz, wo er Karl Barth und Emil Brunner traf und mit Willem Visser't Hooft, dem Generalsekretär des ökumenischen Rates der Kirchen, konferierte.

## Gefährliche Doppelrolle

Karl Barth, gewissermassen der Exilstatthalter der Bekennenden Kirche Deutschlands, war einer der wenigen, die seit Frühjahr 1941 des Rätsels Lösung kannten: Bonhoeffer arbeitete als ziviler V-Mann für den deutschen militärischen Abwehrdienst, war in Wirklichkeit aber Mitwisser und Auslandskurier für jene Gruppe um Admiral Wilhelm Canaris, Generalmajor Hans Oster, Carl Goerdeler, Ulrich von Hassel, seinen Bruder Klaus Bonhoeffer und seinen Schwager Hans von Dohnanyi, die Hitler beseitigen und Deutschland in den Kreis der zivilisierten Staaten zurückführen wollten. In dieser höchst gefährlichen Doppelrolle stand Bonhoeffer von Anfang an unter dauernder Beobachtung durch das mit Canaris' militärischem Abwehrdienst rivalisierende Reichssi-



Maria von Wedemeyer 1942 vor dem elterlichen Gutshof Pätzig bei Königsberg

cherheitshauptamt der Gestapo, und es war nur eine Frage der Zeit, bis die SS seiner habhaft werden konnte. «Uns bleibt nur der sehr schmale und manchmal kaum zu findende Weg, jeden Tag zu nehmen, als wäre er der letzte, und doch in Glauben und Verantwortung so zu leben, als gäbe es noch eine grosse Zukunft», schrieb Bonhoeffer an Weihnachten 1942 in einer «Nach zehn Jahren» betitelten Rechenschaft seinen nächsten Freunden und Angehörigen. «Mag sein, dass der jüngste Tag morgen anbricht, dann wollen wir gern die Arbeit für eine bessere Zukunft aus der Hand legen, vorher aber nicht.»

Am 13. März 1943, drei Wochen nach der Hinrichtung der Geschwister Scholl in München, gelang es Fabian von Schlabrendorff, eine gezündete Zeitbombe in Hitlers Flugzeug zu schmuggeln, als dieser von Smolensk nach Ostpreussen flog. Die Zündung versagte, Hitler landete unversehrt, aber die Verschwörer gaben nicht auf. Am 21. März 1943 sollte Major von Gersdorff Hitler in einem Zeughaus umbringen, wo er Beutestücke aus dem Russlandfeldzug besichtigen wollte. Aber auch dieser Plan misslang: Statt eine halbe Stunde dauerte der Rundgang nur acht Minuten, und Gersdorff hatte keine Gelegenheit, in die Nähe des Führers zu kommen und die in den Manteltaschen verborgenen Bomben zu zünden.

Von da an sollte es mehr als ein Jahr dauern, bis am 20. Juli 1944 nochmals ein – wiederum gescheiterter! – Attentatsversuch möglich wurde. Dietrich Bonhoeffer allerdings konnte sich daran ebensowenig beteiligen wie Hans von Dohnanyi, denn beide waren schon am 5. April 1943 verhaftet worden und sollten Hitlers Häschern nicht mehr lebend entkommen. Während der Verhöre im Reichssicherheitshauptamt hatte ein Abwehrmann im Zusammenhang mit einem Devisendiebstahl ihre Namen preisgegeben, und lange wusste die Gestapo nicht, wer ihr da wirklich ins Netz gegangen war. Erst nach dem 22. September 1944, als sie in Zossen bei Potsdam auf das Geheimarchiv der Verschwörer gestossen war, vor allem aber nach

dem 6. April 1945, als Hitler die Tagebücher von Admiral Canaris in die Hand bekam, hatte die SS Beweise in der Hand, um nicht nur Hauptverschwörer wie Canaris, Goerdeler und Oster, sondern auch die Brüder Bonhoeffer und die mit ihren Schwestern verheirateten Hans von Dohnanyi und Rüdiger Schleicher endgültig zu vernichten.

## Gefangenschaft in Tegel

Fast auf den Tag genau zwei Jahre hatte Dietrich Bonhoeffer nach seiner Verhaftung am 5. April 1943 noch zu leben, und aus den 1951 unter dem Titel «Widerstand und Ergebung» publizierten Briefen an die Eltern und den Freund, späteren Biographen und Nachlassbetreuer Eberhard Bethge lässt sich auf bewegende Weise nachvollziehen, wie er in dieser Zeit unter deprimierendsten äusseren Bedingungen und ständiger Todesbedrohung an seiner unvollendeten «Ethik» weitergearbeitet und nach einer Phase der nostalgischen Rückbesinnung auf unwiderruflich Vergangenes zur prophetisch-apokalyptischen Schau einer neuen Kirche und eines neuen, mündig gewordenen Christentums gefunden hat.

Was Bonhoeffer die Kraft gegeben hat, alle Anfechtungen souverän zu überstehen und sich im Angesicht des eigenen Untergangs schöpferisch mit der Zukunft der Überlebenden auseinanderzusetzen, lässt ein Briefwechsel erahnen, der jetzt, fast fünfzig Jahre nach seinem Tod, als wundervolles spätes Vermächtnis erstmals veröffentlicht worden ist: derjenige mit seiner Braut Maria von Wedemeyer. Offensichtlich hat die Beziehung zu dieser lebenslustigen jungen Frau den todgeweihten Tegeler Häftling nämlich derart beseligt und beglückt,

Fortsetzung nächste Seite



Dietrich Bonhoeffer im Frühsommer 1944 im Hof des Tegeler Gefängnisses

**STAUFFACHER**  
FÜR ALLE BÜCHER  
UND MEDIEN

Neugasse 25, Bern, Telefon 22 14 24  
Kunstabhandlung im Kunstmuseum, Hochstrasse 12, Bern  
im Bahnhof täglich bis 22.00 Uhr - auch am Sonntag



dass ihm die brutale tägliche Wirklichkeit innerlich kaum etwas anhaben konnte – und dies, obwohl oder vielleicht gerade weil das Verhältnis zwischen dem in Liebesdingen unerfahrenen Theologen und der arglosunschuldigen Gutsherrentochter weder eine Vergangenheit noch eine Zukunft hatte. «Du plagst Dich manchmal in Gedanken an mich?» fragt Bonhoeffer am 27. Juni 1944, in einem seiner letzten Briefe an sie. «Ach liebste, liebste Maria, kann es Dir denn nicht genügen zu wissen, dass ich durch Dich froh und glücklich geworden bin, froher und glücklicher als ich noch je in meinem Leben zu werden hoffte.»

## Juni 1942, Klein-Krössin

Bewusst wahrgenommen hat Dietrich Bonhoeffer die Schwester seines ehemaligen Konfirmanden Max von Wedemeyer erstmals im Juni 1942, und es war wohl kein Zufall, dass diese Begegnung im Landhaus seiner Verehrerin Ruth von Kleist stattfand, wohin er sich jeweils zur Arbeit an seiner «Ethik» zurückzog. Maria von Wedemeyer, die 18jährige Tochter des Pätziger Gutsherrn, Offiziers und ehemaligen Adjutanten Franz von Pappens, Hans von Wedemeyer, hatte damals eben ihr Abitur bestanden – in der Wieblinger Internatsschule der später von den Nazis hingerichteten Elisabeth von Thadden – und machte, ehe sie ihr Pflichtjahr im Magdalenen-Stift Altenburg in Thüringen antrat, bei der von ihr besonders geliebten Grossmutter in Klein-Krössin Station. «Dort war ich eine Woche», erinnerte sie sich später, «und dann erschien, erstmal eigentlich ein bisschen störend, der berühmte Pastor Bonhoeffer zu Besuch. Es entwickelte sich aber sehr schnell, dass wir zu dritt überaus gut miteinander reden konnten.»

Aus einem Brief Bonhoeffers vom 25. Juli 1942 an Eberhard Bethge wird erkennbar, wie sehr er seinerseits damals von Ruth von Kleists Enkelin angetan war. Zu schreiben wagte er der achtzehn Jahre jüngeren allerdings nicht, und «wenn kein weiteres Zusammentreffen möglich ist, wird der schöne Gedanke einiger hochgespannter Minuten sich wohl wieder einmal im Reich der unerfüllten Phantasien auflösen...»

Als es dann im Oktober 1942 zu neuen Kontakten kommt – am Krankenbett Ruth von Kleists im Franziskuskrankenhaus Berlin, wo ihre Enkelin sie auf ihren Wunsch hin pflegt und Bonhoeffer fast täglich zu Besuch ist –, steht Maria unter dem Schock des Todes ihres Vaters, der am 22. August 1942 vor Stalingrad gefallen ist, und ist froh um Bonhoeffers Trost und Zuspruch. Um ungestört mit ihr reden zu können, führt Bonhoeffer Maria jeweils in ein kleines Restaurant in der Nähe der Klinik, das Hitlers Bruder gehört!

Als ihre Mutter von der Beziehung Wind bekommt und sie aus Sorge um Maria verhindern möchte, kommt es zu einem ersten Briefwechsel. Am 11. November 1942, im frühesten erhaltenen Brief an Bonhoeffer, bezeichnet Maria das Verhältnis noch als «dumme Familienquatscherei, die Grossmutter ein bisschen gefördert hatte», während Dietrich zwei Tage später, in seinem Antwortbrief, Gott darum bittet, «dass er uns so wieder zusammenführt, bald, recht bald».

Am 25. November, bei einem Treffen mit Marias Mutter, muss Bonhoeffer in eine einjährige Wartezeit einwilligen, während welcher es weder Briefe noch Kontakte geben soll. Maria ist erleichtert, als sie davon erfährt, notiert aber am 27. November in ihr Tagebuch: «Das Überwältigende ist und bleibt, dass er mich heiraten will; ich kann es ja noch immer nicht verstehen, dass das möglich ist.» Und einen Monat später, am 19. Dezember, lautet eine Eintragung: «Das Innerste und Eigentliche steht fest – auch ohne Liebe für ihn. Aber ich weiss, dass ich ihn lieben werde.»

Am 13. Januar 1943, nach einer harten Auseinandersetzung mit der Mutter, die auf der vereinbarten Wartezeit be-

harrt, gibt Maria Dietrich schriftlich ihr Ja-Wort: «Es wird mir schwer, Ihnen das schriftlich sagen zu müssen, was man persönlich kaum aussprechen kann... Ich kann Ihnen heute ein von ganzem und frohem Herzen kommendes Ja sagen.»

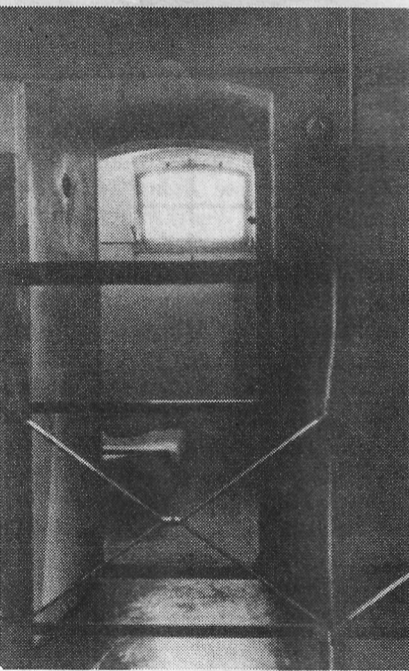
Vier Tage nach diesem Brief, den die beiden später als Beginn ihrer Verlobung ansehen, heisst es in Dietrichs Antwortbrief: «Ich spüre und bin überwältigt von dem Bewusstsein, dass mir ein Geschenk ohne gleichen zugefallen ist – ich habe es nach all dem Verwirrenden der letzten Wochen nicht mehr zu hoffen gewagt –, und nun ist das unvorstellbar Grosse und Beglückende einfach da...»

Als Bonhoeffer dann verhaftet wird, erfährt Maria erst 13 Tage später, am 18. April 1943, davon, und zwar paradoxerweise just in jenem Moment, als sie sich entschliesst, allen Verboten zu trotzen und mit ihrem Verlobten zusammenzukommen.

Bis Ende Juli 1943 kann Bonhoeffer nur alle zehn Tage an seine Eltern, nicht aber an die Braut schreiben, so dass für die erste Zeit nur Briefe Maria von Wedemeyers erhalten sind, in denen sie auf sie betreffende Passagen in Briefen an die Eltern reagiert. Am 30. Juli darf Dietrich erstmals direkt an seine Braut schreiben und beginnt seinen Brief mit: «Ist das nicht herrlich, dass ich Dir nun auch selbst schreiben kann? Wie habe ich mich nach diesem Augenblick gesehnt! Alle 4 Tage darf ich schreiben, und ich werde also zwischen Dir und den Eltern abwechseln.»

## «Sprecherlaubnis»

Insgesamt fünfzehnmal während der zweijährigen Haft darf Maria ihren Verlobten im Gefängnis besuchen. Diese Gegenüberstellungen, die der Gefühlsemphase der Briefe in keiner Weise standhalten können, heissen im offiziellen Jargon «Sprecherlaubnis», finden stets im Beisein von Wachpersonal statt, erlauben nur den Austausch von Belanglosigkeiten und vielsagenden Blicken, bedeuten für



«Ich hab einen Kreidestrich um mein Bett gezogen etwa in der Grösse Deiner Zelle. Ein Tisch und ein Stuhl steht da, so wie ich es mir vorstelle. Und wenn ich da sitze, glaube ich schon beinah, ich wäre bei Dir.» (Maria von Wedemeyer am 26. April 1944 an Dietrich Bonhoeffer)

Bonhoeffer aber dennoch jedesmal einen Moment geschenkt Glückes, während Maria der Situation oft nur mit äusserster Mühe gewachsen ist. Aber nicht nur bei diesen Besuchen, auch in den Briefen dürfen sich die Liebenden nichts von alledem sagen, was ihnen wirklich auf den Nägeln brennt: Mit Ausnahme der ganz wenigen, die aus dem Gefängnis herausgeschmuggelt werden, gehen sie alle durch die Zensur, und es darf nichts in ihnen stehen, was Bonhoeffer, seine Braut, einen Mitangeklagten oder irgendwelche andere Bekannte oder Verwandte gefährden könnte. Und insbesondere sind natürlich alle Mitteilungen über den Fortgang des Prozesses, den Krieg und die Bedrohung, die über allen schwebt, in den Briefen tabu und erreichen ihre Adressaten jeweils nur über ein ausgeklügeltes

System von Anagrammen in den Büchern, die zwischen Tegel und den Familien Bonhoeffer und von Wedemeyer hin- und hergehen.

## Beglückende Vorfriede

Maria rettet die Situation in den ersten Monaten damit, dass sie von ihrer Lektüre berichtet und von der gemeinsamen Zukunft mit Dietrich schwärmt, sich den künftigen Haushalt ausmalt und die Hochzeitsfeier bis hin zur Anordnung der Brautführerpaare und zur Bestimmung der in der Kirche zu singenden Lieder vorausplant. Und sie muntert Dietrich damit auf, dass sie immer wieder die Freude, die ihr seine Briefe machen, in den Vordergrund stellt. Eine Freude nota bene, die sich aus einer in Liebesdingen völlig profanisierten heutigen Welt heraus fast nicht mehr nachvollziehen lässt. Da zum Beispiel, wo Maria sich mit einer Freundin vergleicht, die jede Woche einen Brief bekommt und das gelassen hinnimmt: «Sie kann ja nicht ein Zehntel von der Freude empfinden, die ich immer hab', wenn ein Brief von Dir ankommt. Ich möchte dem Postfräulein um den Hals fallen, jedem Kind auf der Strasse was schenken, tanze singend über den ganzen Hof, tobe schliesslich die Wendeltreppe hinauf, laufe Wasser- und Kehrichteimer um und lande schliesslich mit klopfendem Herzen auf dem Bett. (Aber Maria, Du sollst doch Deine Überdecke schonen!) Wenn ich später einmal einen Herzknaax habe, dann hast Du Schuld, weil Du mir zu 'nette' Briefe schreibst.»

Dietrich seinerseits ist mit seinen Zukunftsprognosen wesentlich zurückhaltender, stellt sich etwa einen gemeinsamen Waldspaziergang oder einen Winterabend in den Bergen vor, begnügt sich aber zumeist schon damit, dass er um Marias Liebe und ihre Anhänglichkeit an ihn weiss: «Wie ist es möglich, dass Du mich lieben kannst, Maria? Ich verstehe es nicht.»

## Zwei ebenbürtige Partner

Nicht nur einen bis dahin unbekanntem zärtlichen, verliebten Dietrich Bonhoeffer lernt man aus diesen überraschenden Briefen kennen, sondern auch eine junge Frau, die dem grossen Theologen als Gesprächspartnerin wunderbar ebenbürtig ist. Zum Beispiel wenn über Literatur diskutiert wird und Maria, die «Bücherlesen, nur um sich zu bilden», hasst, über Carossas «Jahr der schönen Täuschungen» folgendes Urteil abgibt: «Das Buch ist deshalb nicht gross, weil Carossa ihm verwehrt, grösser zu sein als er selbst.» Oder wenn sie Dietrichs Befund, *Bergengruen* sei ihm «nicht verschwiegen genug», auf folgende erfrischende Weise zurückweist: «Damit magst Du Recht haben, aber weisst Du, es gibt manchmal auch so dumme Leute – wie z. B. Deine Braut –, die verschwiegene Sachen nicht verstehen und die darum dankbar sind, wenn einmal etwas ausgesprochen wird.»

Sogar in religiösen Fragen bewahrt Maria Bonhoeffer gegenüber durchaus ihre eigenständige Meinung. «Die Theologie ist für mich eine völlig unbegreifliche Wissenschaft», äussert sich die erstaunlich bibelfeste, nicht nur mit den für Bonhoeffer so wichtigen Kirchenliedern, sondern auch mit seinen eigenen Schriften bestens vertraute junge Frau einmal. Um gleich darauf Tiefgründiges über das Geheimnis des Glaubens zu sagen und die überraschende – Bonhoeffer gar nicht so unliebe! – Frage zu stellen, «warum ein Pastor denn immer auch ein Theologe sein» müsse. Immer dann, wenn Dietrich allzusehr in den Predigtton verfällt, holt Maria ihn unerbitlich auf den Boden der Tatsachen herunter. So an Weihnachten 1943, als nicht nur im Gefängnis alles drunter und drüber geht und Dietrich schreibt: «Ich glaube, wir gehen einem besonders schönen Weihnachten entgegen. Gerade weil sich alles äussere Sorgen diesmal von selbst verbietet, wird es sich herausstellen, ob wir am Wesentlichen allein geaug haben.» Worauf sie erwidert: «Ich weiss nicht,



Maria 1977 in den USA. (Bilder C. H. Beck- und Chr. Kaiser Verlag)

woher Du den Mut nahmst, so zu schreiben.»

## Worte über die Liebe

Handkehrum finden sich dann wieder wunderbare Gedanken über die Liebe in diesen Briefen, und zwar von beiden Seiten her. «Die Liebe ist nicht etwas an sich», sagt Dietrich einmal, «sondern sie ist so wie die Menschen sind und geworden sind. Ich will nicht eine, irgendeine oder auch 'die' Liebe, sondern ich will Deine Liebe, die so ist, wie Du bist, und auch Du findest bei mir nichts anderes als meine Liebe, aber sie findest Du ganz.» Ein andermal findet Dietrich, gleichsam nebenher, die wundervolle und im Hinblick auf seine Beziehung zu Maria von Wedemeyer doch so tiefgründige Formulierung: «Was wäre eine Erfüllung, die uns die Sehnsucht nähme?» Maria ihrerseits schreibt einmal, auch in dieser Hinsicht ganz eigenständig: «Ich meine, die Liebe ist gar nicht etwas, was man in Händen hat und dem schenken kann, dem man gern möchte, sondern man ist ihr einfach ausgeliefert. Sie kommt von aussen und geht nur durch einen hindurch zu dem andern hin, und man muss einfach mit.»

## Abgründe des Zweifels

Zieht man in Rechnung, dass diese Liebe, wie Dietrich einmal schreibt, «gerade erst anfangen sollte, als wir getrennt wurden», so verwundert es nicht, dass von Anfang an auch immer wieder ein bohrender, nagender Zweifel mit im Spiel ist. «Ich habe übrigens keine Ahnung, was für einen Geschmack Du hast», entfährt es Maria mitten in ihren Hochzeitsplanungen drin. «Wir kennen uns noch so wenig», klagt Dietrich am 2. März 1944. «Wie sollten wir nun, da wir doch noch so gut wie nie allein zusammen waren... uns schon ganz verstehen, schon ganz im gleichen Rhythmus leben können?» Noch deutlicher wird Bonhoeffer in einem Brief vom 15. Dezember 1943 an Eberhard Bethge: «Nun sind wir fast 1 Jahr verlobt und haben uns noch nie 1 Stunde allein gesehen! Ist das nicht ein Wahnsinn? Alles, was sonst zur Verlobungszeit gehört, das Sinnliche-Erotische, müssen wir bewusst verdrängen, unseren ersten Kuss haben wir uns vor Roeders Augen geben müssen. Wir müssen uns über Dinge unterhalten und schreiben, die uns imgrunde nicht die wichtigsten sind...»

Kurz bevor Bonhoeffer im Gefolge der Ereignisse des 20. Juli 1944 und des Zossener Aktenfonds von Tegel ins Gefängnis des Reichssicherheitshauptamts an der Berliner Prinz-Albrecht-Strasse verlegt wird, kommt es allem Anschein nach zu einer tiefen Krise zwischen den beiden Liebenden. Maria sieht jede Hoffnung auf Erfüllung schwinden, und die Besuche im Gefängnis setzen ihr so sehr zu, dass sie von Ohnmachtsanfällen heimgesucht wird. Dietrich seinerseits aber hat nun, den Tod unmittelbar vor Augen, nicht mehr die Kraft, ihr jene «Pause» zu gewähren, um die sie ihn in einem verlorenen Brief bittet. Verzweifelt ringt er um sie, fleht sie an, ihn, «so lange es noch möglich ist», weiter zu besuchen und darum Pätzig zu verlassen und in seine Nähe zu kommen.

Und Maria nimmt das Opfer auf sich und begibt sich, obwohl sie so mitten ins Zielgebiet der alliierten Bomber-

flotten kommt, zu Dietrichs Eltern nach Berlin. Am 23. August 1944 sieht sie ihn zum letzten Mal – «Heute war

Maria hier, so frisch und zugleich fest und ruhig wie selten», schreibt Bonhoeffer Eberhard Bethge –, und am 19. Dezember schreibt er ihr, schon von der Prinz-Albrecht-Strasse aus, seinen letzten Brief. «Es sind nun fast 2 Jahre, dass wir aufeinander warten, liebste Maria. Werde nicht mutlos! Ich bin froh, dass Du bei den Eltern bist», heisst es in dem Schreiben, und dann folgt das ebenso naiv-hilflose wie wunderbar tröstliche Weihnachtsgedicht «Von guten Mächten treu und still umgeben...»

Am 3. Februar 1945 wird das Reichsicherheitshauptamt von jenem Bombenangriff, dem auch der Blutrichter Roland Freisler zum Opfer fällt, schwer getroffen. Bonhoeffer und seine Mitgefangenen werden zunächst ins KZ Buchenwald und am 3. April dann nach Schönberg im Bayrischen Wald verlegt. Und am gleichen 9. April, an dem auch Hans von Dohnanyi in Sachsenhausen umgebracht wird, findet Dietrich Bonhoeffer zusammen mit Wilhelm Canaris, General Oster und drei weiteren Verschwörern im KZ Flossenbürg in der Oberpfalz den Tod durch Erhängen.

«Durch die halbgeöffnete Tür eines Zimmers im Barackenbau sah ich vor der Ablegung der Häftlingskleider Pastor Bonhoeffer in innigem Gebet mit seinem Herrgott knieen», erinnert sich der Lagerarzt zehn Jahre später. «Die hingebungsvolle und erhörungsgewisse Art des Gebetes dieses ausserordentlich sympathischen Mannes hat mich auf das Tiefste erschüttert.»

Maria von Wedemeyer erfuhr erst im Sommer 1945 vom Tod ihres Verlobten. Sie hatte nach seinem Wegtransport aus Berlin verzweifelt nach ihm gesucht und war, ohne zu ahnen, dass ihn da anderthalb Monate später das Schicksal ereilen würde, am 19. Februar 1945 bis vor die Tore des KZ Flossenbürg gelangt. «Ich habe ein bisschen das heulende Elend», schrieb sie von da aus auf einer offenen Postkarte mit dem Aufdruck «Der Führer kennt nur Kampf, Arbeit und Sorge» ihrer Mutter, «aber das kommt nur daher, dass ich nun schon 2 Tage auf der Bahn liege, heute 7 km hinwärts zu Fuss gehen musste und dann ohne irgendwelche Aussichten wieder die 7 km zurückstiefeln musste.»

## Neubeginn in den USA

Während Dietrich Bonhoeffer nach dem Krieg zu einer Leitfigur des europäischen Protestantismus und zu einem Symbol für den kirchlichen Widerstand gegen Hitler wurde, baute sich Maria von Wedemeyer in den USA eine neue Existenz auf und beteiligte sich, als wollte sie den Platz der untergegangenen Welt ihrer Herkunft bewusst mit einem Stück Zukunft ersetzen, in führender Position an der Entwicklung der elektronischen Datenverarbeitung. In der Liebe jedoch ist sie nicht mehr glücklich geworden. Zwei gelebte, realisierte Ehen, die jedesmal scheiterten, hatten ganz offenbar keinen Bestand vor jener nie verwirklichten, Sehnsucht gebliebenen mit Dietrich Bonhoeffer. Das Unterpfand dieser Liebe jedenfalls, den Briefwechsel aus den Jahren 1943/44, hielt sie bis zuletzt unter Verschluss, und erst kurz vor ihrem Tod am 16. November 1977 gab sie ihrer Schwester die Erlaubnis zur Publikation.

Wer noch an die Liebe glaubt, wer wieder an sie glauben möchte, wird ihr dafür Dank wissen.

Und sollte jemand im Begriffe stehen, am Land Goethes und Schillers irre zu werden, so könnte ihm dieser Briefwechsel zum Bewusstsein bringen, dass es durchaus auch in jüngerer Zeit positive deutsche Idole und Vorbilder gegeben hat. Dietrich Bonhoeffer und Maria von Wedemeyer zum Beispiel, die mitten in der denkbar grössten Perversion des politischen Systems unbeirrt jenes moralisch integere und ethisch beispielhafte Deutschland verkörperten, das Europa auch in Zukunft dringend nötig haben wird.

Charles Linsmayer